Fuzzy Boundaries Festschrift für Antonio Loprieno



Fuzzy Boundaries

Festschrift für Antonio Loprieno

II

H. Amstutz, A. Dorn, M. Müller, M. Ronsdorf, S. Uljas (Hg.)

Widmaier Verlag · Hamburg 2015 Gedruckt mit grosszügiger Unterstützung der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel, der Gertrud Mayer Stiftung Basel, der Max Geldner-Stiftung Basel und der Sallfort Privatbank AG Basel.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie;
detailed bibliographic data are available on the Internet at http://dnb.dnb.de.

© Widmaier Verlag, Kai Widmaier, Hamburg 2015

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem, archivierfähigem Papier.

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co., Göttingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-943955-60-6

www.widmaier-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Band I

	Vorwort	xi–xiii
	Angaben zu den Autorinnen und Autoren	1–17
	Prolog	
1	Emil Angehrn Vom Zwiespalt der Grenze. Über die Notwendigkeit, Grenzen zu setzen und Grenzen zu überschreiten	21–36
	Sprache und Schrift	
2	James P. Allen Fuzzy Negations	39–45
3	Giorgio Buccellati The Transcendental Revolution	47–54
4	Eva-Maria Engel Schrift oder Marke? Ein neuer Ansatz zur Lesung der Ritzmarken der Frühzeit	55–70
5	Silvia Luraghi From Non-Canonical to Canonical Agreement	71–88
6	Matthias Müller Empirie vs. Kategorienbildung. <i>Fuzzy boundaries</i> and <i>fuzzy categories</i> in der ägyptisch-koptischen Syntax	89–118

vi Inhaltsverzeichnis

7	Fabrizio Angelo Pennacchietti The Fuzzy Boundary between Verb and Preposition.	
	The Case of Serial Instrumental Verbs in Chinese	119–129
8	Carsten Peust Egyptologese. A Linguistic Introduction	131–148
9	Stéphane Polis/Serge Rosmorduc The Hieroglyphic Sign Functions. Suggestions for a Revised Taxonomy	149–174
10	Chris H. Reintges The Early Egyptian $\dot{s}\underline{d}m(.w)=f$ Passive Revisited. Morphosyntax – Typology – Diachronic Connections	175–226
11	Tonio Sebastian Richter On the Fringes of Egyptian Language and Linguistics. Verb Borrowing from Arabic into Coptic	227–242
12	Helmut Satzinger These Strange, Exotic Egyptian Verbal Formations	243–255
13	Andréas Stauder La transitivité sémantique en égyptien. Le cas du pseudoparticipe et de la prédication de qualité	257–276
14	Sami Uljas The Results are Unclear. A Note on Clauses of Result in Earlier Egyptian	277–287
15	Pascal Vernus Le sémantisme fondamental de la négation <i>n-js</i>	289–300
16	Ghislaine Widmer « Ostracasseries » égyptiennes. L'utilisation des os comme support d'écriture	301–309
17	Jean Winand Fuzzy Boundaries, Funny Syntax. Quelques réflexions sur le progressif et d'autres constructions en néo-égyptien	311–331

Literatur und Bild

18	Marcelo Campagno Egyptian Boundaries in the Tale of Sinuhe	335–346
19	Michael Cooperson Al-Ḥimyarī's Account of Medieval Malta. A Reconsideration	347–351
20	Alexander Honold Der Fluß und sein Lauf	353–363
21	Hanna Jenni Benoziglios <i>La pyramide ronde</i> (2001). Eine vergnügliche Lektüre	365–378
22	Efrain Kristal Max Beerbohm and the Other Borges	379–388
23	Ludwig D. Morenz Zur Poetik des <i>Schiffbrüchigen</i> . Versuch einer Annäherung	389–405
24	Herbert Morris The Absent and Present Serpent in Nicolas Poussin's Spring	407–417
25	Miriam V. Ronsdorf Ancient Aliens Again. Remediation in Enki Bilals IMMORTEL (F/I/UK 2004)	419–430
26	Thomas Schneider Fuzzy (Hi)stories. On Cat Killing in France and Egypt, the Mystery of a Priest and Thirteen Assyrians,	431–446
27	and the Boundaries of the Past in Demotic Literature	431–440
	Cestius exul	447–459
	Tafeln I–IV	

Band II

Geschichte(n)

28	Daniel Arpagaus	
	Fuzzy Boundaries in Nubien? Eine merkwürdige Art zur Angabe von Ackerflächen im Grab des Penniut von Aniba	463–493
29	Jan Assmann Rituelle und narrative Logik. Der Osirismythos in den "nächtlichen Riten" der Pyramidentexte	495–517
30	John Baines On the Old Kingdom Inscriptions of Hezy. Purity of Person and Mind; Court Hierarchy	519–536
31	Susanne Bickel Religion and Economy. Fuzzy Boundaries around Karnak	537–545
32	Alfred Bodenheimer Der physische und der symbolische Feind. Wandlungen des Konzepts von Amalek in der jüdischen Tradition	547–557
33	Martin Bommas Fuzzification. On the Understanding of Social Motivation in Ancient Egypt	559–571
34	Mark Collier Evidence of Day Duty in O. DeM 10127	573–587
35	Andreas Dorn Scratched Traces. Biographische Annäherung an den Schreiber Amunnacht, Sohn Ipuis	589–600
36	Madeleine Herren European Global Studies. Grenzüberschreitungen auf 90 Grad Nord	601–618
37	Victoria Loprieno "Der Mensch ist ein Rätsel". Grenzerfahrungen in den Tiefen Berlins	619–640

38	Maria Michela Luiselli Tracing the Religion of the Voiceless. On Children's Religion in Pharaonic Egypt	641–654
	On Children's Rengion in Thataonic Egypt	011-071
39	Ueli Mäder Von der Einsamkeit des Schiedsrichters	655–666
40	Ronald Mellor Augustus as Pharaoh	667–692
41	Gerald Moers 'Egyptian identity'? Unlikely, and never national	693–704
42	David N. Myers Peter Beer in Prague. Probing the Boundaries of Modern Jewish Historiography	705–714
43	Rainer Nutz Bevölkerungsrückgang während der Ersten Zwischenzeit?	715–726
44	Claudia Rapp Late Antique Metaphors for the Shaping of Christian Identity. Coins, Seals and Contracts	727–744
45	Maurus Reinkowski New Uncertainties, Old Certainties. On Shifting Boundaries in the Middle East	745–757
46	William M. Schniedewind The Legacy of the New Kingdom in Early Israel	759–765
47	Stuart Tyson Smith Hekanefer and the Lower Nubian Princes. Entanglement, Double Identity or Topos and Mimesis?	767–779
48	Anthony Spalinger Temple Salary Distributions. Fuzzy Boundaries	781–799
49	Deborah Sweeney Monkey Business at Deir el-Medîna	801–813

X	Inhaltsverzeichnis	
50	Noémi Villars Un rite pas très net. L'offrande de l'œil- <i>oudjat</i>	815–827
51	Martin Wallraff Spitzenforschung. Der Obelisk vor der Bischofskirche des Papstes in Rom	829–843
	Akademische Kultur	
52	Hans Amstutz 20 Jahre Universitätsreform an der Universität Basel im Spiegel der Rektorsreden am Dies academicus	847–855
53	Dominique Arlettaz La science de la culture au service de l'art de convaincre	857–861
54	Crispino Bergamaschi Fuzzy boundaries im Rahmen des dritten Zyklus	863–866
55	Mauro Dell'Ambrogio I labili confini del diritto praticato	867–878
56	Ulrich Druwe Meditationen über den ersten Diener der Universität	879–888
57	Alex N. Eberle The Fuzziness of <i>Reproducibility</i> across Disciplines	889–903
58	Ernst Mohr Das wissenschaftliche stilistische System	905–923
59	Georg Pfleiderer Theologie als Universitätswissenschaft. Eine Besinnung in theoretischer und praktischer Absicht	925–940
60	Ursula Renold Welche Akademikerquote brauchen wir? Über den Umgang mit Fuzzy Boundaries in internationalen Bildungssystemvergleichen	941–963
60+1	Ralf Simon Der unbedingte Parasit. Zur paradoxen Logik der Grenzziehungen in der verwalteten Universität	965–979
	Tafeln V–VIII	

Der unbedingte Parasit

Zur paradoxen Logik der Grenzziehungen in der verwalteten Universität

Ralf Simon

I Zentrum und Peripherie, Grenzüberschreitung (Lotman)

In der Kulturkybernetik Jurij M. Lotmans findet sich der Gedanke, dass man bei komplexen Systemen ein stabiles, aber zur tautologischen Erstarrung tendierendes Zentrum findet, während man an der Peripherie der Systeme instabile Szenarien des Übergangs, des Poröswerdens, der dialogischen Pluralität und der kreativen Energien zu gewärtigen hat. Werden Systeme normalerweise von ihrem starken und definierenden Zentrum her gedacht, deutet sich bei Lotman eine Umwertung an. Die Peripherien der Systeme sind interessanter, lebendiger und anarchistischer als es die Stabilität der zentralistischen Systembewahrung sein kann. Ob ein System über eine lange zeitliche Erstreckung hinweg überlebensfähig ist, hängt im Wesentlichen damit zusammen, ob es die kreative Bewegung an seinen Rändern in das Zentrum hineinnehmen kann. Nur in dem Maße, in dem man die Außenpolitik in die Innenpolitik integriert, kann Systemstabilität über Systemveränderung garantiert werden. Lotmans Buch Kultur und Explosion zeichnet die Szenarien nach, die unausweichlich werden, wenn systemische Zentren rigoristisch, inklusiv und machtkonservativ agieren und den Ehrgeiz entwickeln, die zentralistischen Definitionsraster als Homogenität des kompletten Territoriums (des 'Reiches') auszuweisen: Explosion ist die Rache der ausgeklammerten Dynamik an der Statik des Zentrums (Lotmann 2010b: 172 u.ö.). Als Beispiel für eine Zentrumsdefinition nennt Lotman an einer Stelle interessanterweise das Telefonbuch. In der Tat, es ist das Abbild einer vollständig homogenen Adressierbarkeit und somit die Repräsentation des jederzeit möglichen Zugriffs. Das Telefonbuch als solches – verstanden als Text – ist tautologisch, es ermangelt jeder Bewegung und kreativen Energie. Aber genau daraus definiert sich die Macht des Zentrums: Es ist die Macht über die Archive, die die Herrschaft sichert, während zugleich die Statik die Archillesferse jeder Herrschaft ist.

Lotmans Theorem der Grenzüberschreitung bringt die Bewegung, das Ereignis² ins Spiel. Wenn im Zaubermärchen der Held seinen angestammten Bereich verlässt und gegen das Verbot ("gehe nicht den Wald!") doch die Grenze zu einem anderen Bereich überschreitet,

¹ Zum Verhältnis von Zentrum und Peripherie bei Lotman vgl. Lotman 2010a: 171–172; 178.

² Zum Ereignisbegriff vgl. Lotman 21981: Kap. 8.

dann entsteht das Problem der Vermittlung zweier durch die Räume definierter Semantiken. Der Akteur, der von einem Raum in den anderen wechselt, muss seine Verhaltenssemantik mit derjenigen des neuen Raums verbinden, er muss lernen, sich anpassen, gegebenenfalls widerstehen, aber in jedem Fall muss er sich verändern. Die Grenzüberschreitung findet nicht im Zentrum statt, sondern an der Peripherie. Dort, wo die Macht des Zentrums zu verblassen droht und die Grenzen porös werden, findet die Bewegung statt, der Dialog mit einem anderen Herrschaftsbereich, die Konfrontation verschiedener Semantiken, die ereignishafte und somit nicht mehr reglementierte Pluralität der Sprachen, Gesten und Verhaltensweisen. Die Spannung zwischen Peripherie und Zentrum, zwischen Grenzüberschreitung und tautologischem Archiv bildet den Motor für das "Leben" des Systems.³ Zu verstehen ist, dass Kreativität, neues Wissen und die Nichterwartbarkeit des Ereignisses nicht vom Zentrum ausgehen können, sondern allein von der Peripherie.

II Universität als bipolares System

Ich deute die Situation der aktuellen Universität als bipolares System. Gegenüber der alten Universität zeichnet sich die aktuelle Universität dadurch aus, dass das eine Zentrum (Lehre und Forschung) durch ein zweites Zentrum (Wissenschaftspolitik) ergänzt worden ist. Wenn man in die Überlegungen Lotmans nunmehr ein zweites, aber systemimmanentes Zentrum einführt, dann entsteht das Bild einer in sich dynamischen Systemstruktur (sie hat etwa die Form einer Lemniskate), in der es neue, aber interne Peripherien gibt. Denn nicht nur unterhält das System Universität Peripherien zu seiner Umwelt, sondern im Innenraum des bipolaren Systems gibt es eine Zone der Unbestimmtheit, des immanenten Übergangs (der mittlere Kreuzungspunkt der Lemniskate). Sie findet sich, bildlich gesprochen, in der Mitte zwischen Forschung und Lehre einerseits, Wissenschaftspolitik andererseits. In der Universität, verstanden als bipolares System, entsteht also selbst eine immanente Peripherie, während das Gesamtsystem Universität seinerseits Peripherien zu seiner Umwelt unterhält. Ich möchte im

Paradoxie I: Immanente Peripherie.

Folgenden diese immanente Peripherie bedenken, also nicht die Außenpolitik der Universität, sondern ihre gleichsam immanent gewordene Außenpolitik.

Das ist zweifelsohne eine paradoxe Figur, aber sie entspricht den gegenwärtigen Erfahrungen und Evidenzen. Denn: Ist man nicht als Fachvertreter quasi außenpolitisch beschäftigt, wenn man mit den Wissenschaftspolitikern der Universitätsführung spricht, während die universitären Wissenschaftspolitiker ihrerseits eine Außenpolitik führen und der Meinung sind, die universitätsinterne Kommunikation sei Innenpolitik? Findet hier eine Verdopplung von Innen- und Außenpolitik statt, eine systemisch notwendige Pluralisierung der Perspektiven, die alles andere als durchschaubar und transparent ist? Und welche Folgen hat dies für die Definition der Grenzen, politisch und wissenschaftlich? Versuchen wir zunächst, die These der

³ Lotman 2010a: 189: "Dass die semiotischen Prozesse im Grenzbereich der Semiosphäre intensiver sind, hängt damit zusammen, dass in diesem Bereich ständig Einflüsse von außen eindringen."

Bipolarität der aktuellen Universität darzulegen, indem in einem ersten Schritt an die Humboldt'sche Universität erinnert wird.

II.1 Das eine Zentrum: Die Humboldt'sche Universität

Die alte Universität (Humboldt) hatte ein einziges Zentrum, nämlich die Einheit von Forschung und Lehre, die in der Kommunikationsgemeinschaft von akademischem Lehrer und Student bestand und der alles andere untergeordnet war. Diese Konstruktion ist, vom systemischen Standpunkt her betrachtet, interessant. Sie stellt den paradoxen Versuch dar, das

Zentrum so zu definieren, Kreativität der Peripherie zu die alte Universität eine Lehre vermittelte Wissen-

Paradoxie II: Die kreative Peripherie rückt ins Zentrum. wie man eigentlich die definieren hätte. Wenn erfolgreiche, durch die schaft hat betreiben kön-

nen, dann wird man den Grund darin finden können, dass die disziplinäre Autopoiesis des Wissens im Grundgedanken der Universität mit den kreativen Energien der Peripherie unlösbar verbunden war. Die Vertreter des Wissens, die Meister disziplinär eingespielter Denkrituale (Lehrende/Forschende⁴) werden in diesem Konzept mit den Vertretern des Widerspruchs, der neuen lebendigen Erfahrung (Studenten) in eine Situation enthierarchisierter Kommunikation eingebunden. Die Humboldt'sche Universität hat tatsächlich die Paradoxie instituiert, die Archive (die Bücher, die Bibliothek, die Systematik der Lehre) unmittelbar mit den jeweiligen Lebenskräften zusammenzubinden. Bis ins 18. Jahrhundert hinein war die Universität zentralistisch, der 'Lehrkörper' wurde nicht als Ort eines lebendigen Dialogs, sondern als Medium der Mitteilung wissenschaftlicher Ordnungen verstanden. Der Erfolg der Humboldt'schen Universität besteht aber darin, dass ihre Systemdefinition die Trennung von Zentrum und Peripherie unterläuft und deren Konflikt gerade zum Konstituens der Wissensproduktion macht. Deshalb hat die Humbolt'sche Universität die "Emanzipation vom eigentlichen Lehren" (Humboldt 1984: 78) zum Ziel.

Dieser geniale Schachzug nötigt dem Wissen die Notwendigkeit seiner permanenten Evolution auf. Man kann von einer Verzeitlichung des Wissens⁵ und von einer ihr korrespondierenden anthropologischen Kontingenzerfahrung sprechen. Die Gemeinschaft der Forschenden versteht sich als Teilnehmer an einem Prozess, dessen zeitliche Erstreckung über das jeweilige Forscherleben hinausgeht und grundsätzlich horizontoffen ist. In einem solchen System der strategisch gewollten gegenseitigen Aufhebung von Zentrum und Peripherie ist die unbedingte Autonomie (hier taucht der Terminus des Unbedingten in meinen Überle-

⁴ Zur Sprachregelung: Ich werde im Folgenden den alten Kollektivsingular 'Professor' benutzen, um weiterhin die Einheit der beiden Funktionen Lehren und Forschen zu bezeichnen. Die männliche Form meint grammatikalisch die weibliche mit. – Professor, dieses Wort meint den Beruf (professio, Profession) und das öffentliche Reden (profiteri), das sich die durch nichts bedingte Verpflichtung zum kritischen Wissen auferlegt. Vgl. Derrida 2001, 34–36.

⁵ Humboldt 1984: 84: "[...] sieht man leicht, daß bei der inneren Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten alles darauf beruht, das Prinzip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten [...]."

gungen zum ersten Mal auf⁶) der wissenschaftlichen Kommunikation von Wissenschaftlern und Studenten eine unabdingbare Systemnotwendigkeit. Niemand anderes als der Forschende kann die Forschung vertreten und niemand anderes als der Studierende kann sie durch seinen Lernprozess infrage stellen. Will heißen: In der Humboldt'schen Universität ist idealiter jeder Professor auch Student und jeder Student auch Professor.⁷ Um diese unbedingte Autonomie des Wissens und seiner kommunikativ verzeitlichten Diskursform zu gewährleisten, wurden weitgehend alle Verwaltungsnotwendigkeiten auf die (um modern zu sprechen:) "operative Ebene" verlagert, nämlich auf die der Lehrstühle als der Institutionalisierung des Grundgedankens der Selbstverwaltung des Wissens. Die Universitätsleitung hat sich in der Humboldt'schen Universität eher als zeremonielles Decorum verstanden, als stolze Repräsentation einer an und für sich unbedingten Gemeinschaft.

II.2 Das zweite Zentrum: Wissenschaftspolitik

Die aktuelle Universität (ich scheue mich, sie die ,neue/moderne Universität nennen zu wollen) hat die Verwaltung zentralisiert. Allerdings, diese Formulierung ist eher euphemistisch. Das neu

Paradoxie III: Verwaltungsentlastungsverwaltung schafft Verwaltungszuwachs. hinzukommende zweite Zentrum ist keineswegs nur dadurch definiert, dass den Lehrenden die verwaltungstechnischen Notwendigkeiten abgenommen werden würden. Das Gegenteil ist der Fall. Es etabliert sich in der Universität eine wissenschaftspolitische Zentrumsfunktion, welche neue 'operative' Verwaltungsnotwendigkeiten generiert und diese wiederum an

die Lehrenden weitergibt, die somit, vom neuen Zentrum aus gesehen, zur Peripherie werden. Es sei hier nicht die Genese dieser Verschiebung und Neuschaffung rekonstruiert, sondern einzig eine knappe Systembeschreibung gegeben.

Die aktuelle Universität kennt Verwaltungsräte, professionalisierte Rektorate, von hauptamtlichen Geschäftsführern und langfristig engagierten Dekanen geleitete Fakultäten oder Fachbereiche. Allein der Blick auf die wissenschaftsadministrative Personalstruktur zeigt, dass die aktuelle Universität offenkundig ,top down' organisiert wird und dass die Beteuerung, Wissenschaft müsse ,bottom up' entstehen, allerhöchstens noch als anachronistischer Fortbestand der alten Humboldt'schen Universität geführt wird. Welcher Grundgedanke versteckt

⁶ Im Hintergrund: Derrida 2001.

^{7 &}quot;Darum ist auch der Universitätslehrer nicht mehr Lehrer, der Studierende nicht mehr Lernender, sondern dieser forscht selbst, und der Professor leitet seine Forschung und unterstützt ihn darin" (Humboldt 1984: 71) – "Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher. Der erstere ist nicht für die letzteren, beide sind für die Wissenschaft da." (Humboldt 1984: 82).

⁸ Ich spreche an diesem Punkt ungern 'modern'. Denn die Differenz operativ versus strategisch ist offenkundig rein ideologischen Charakters. – In diesem Sinne gilt, dass die in diesem Aufsatz mit einfachen Anführungsstrichen markierte Nomenklatur nur unter dem Vorbehalt ironischer Distanz Eingang in die Argumentation erhält.

sich hinter einer solchen Organisationslogik? Es sei eine knappe Formulierung anhand zweier Bereiche versucht: Drittmittel und Curricula.

Man kann wohl behaupten, dass noch nie so viel Geld für universitäre Wissenschaft vorhanden war, wie gegenwärtig. Aber das Geld ist nicht unmittelbar für die Wissenschaft vorhanden, es muss erworben werden. Zeittheoretisch formuliert: Bevor man Zeit für die

Paradoxie IV: Zeitgewinn ist Zeitvernichtung.

Wissenschaft aufbringt, muss man Zeit dafür aufbringen, dass man Zeit für die Wissenschaft wird aufbringen können.

Der Erwerb der Drittmittel findet in der Regel außerhalb der Universität statt, in eigens dafür geschaffenen Institutionen. Ökonomisch formuliert: Ein gewisser Teil des Geldes läuft in die

Selbstverwaltung dieser Institutionen, welche ihrerseits von der Selbstausbeutung der für sie weitgehend kostenneutral begutachtenden Wissenschaftler profitieren. Angesichts der Knappheit selbst noch des gegenwär-

Paradoxie V: Kostenregulierung schafft Kostensteigerung.

tigen vielen Geldes ist die Konstruktion einer selbst Geld verbrauchenden Geldverwaltung kontraevident. Diese Institutionen vergleichen das Wissen in dem Versuch, das beste Wissen zu belohnen (mittels Geld) und das schlechte Wissen durch Nichtfinanzierung zu verhindern. Der Vergleich selbst wird an das universitäre Personal in Gestalt der Gutachter zurückverwiesen, womit die Drittmittelzusage nur formal externalisiert wurde, während sie inhaltlich weiterhin intern ist, allerdings in der Weise, dass den Wissenschaftlern die Entscheidungsmacht

genommen ist. Sie sind die Beiträger für eine Entscheidungsprozedur, von der sie ausgeschlossen sind. Man wird nicht zu weit gehen, wenn man hier von einer Situation des enteigneten Wissens spricht. Durch Geld belohntes Wissen gilt als exzellent, weil es sich in einem "Wettbewerb' durchgesetzt hat. Man betrachtet Dinge offenkundig sportlich.

Paradoxie VI: Trennung von Wissensproduzenten und Wissenseigentümern.

Eine kurze Reflexion zeigt freilich, dass gerade der Begutachtungsprozess Exzellenz unwahrscheinlich werden lässt. Der normale Drittmittelantrag wird mehrfach, meist dreimal begutachtet. In der Regel nimmt der Antrag innerhalb der geldsprechenden Institution die nächste Hürde nur dann, wenn alle Gutachten positiv sind. Wie wahrscheinlich ist es, dass ein 'innovativer' Antrag durch verschiedene Gutachter positiv beurteilt wird? Formal gesehen ist ein Antrag dann 'gut', wenn er durchgehend begründet ist und wenn er in einem möglichst transparenten zeitetappierten Forschungsplan die wissenschaftlich notwendigen Schritte zur Erreichung des definierten Erkenntnisziels darlegen kann. Er ist also dann 'gut', wenn er sein Vorhaben auf Bekanntes zurückführen kann, denn Begründung ist gemeinhin Rückführung auf Bekanntes (wie eine argumentationslogische Rekonstruktion von Aristoteles' Enthymem-Begriff schnell zeigt). In dem Ausmaße also, wie in diesem Sinn ein Antrag 'gut' ist, kann er nicht 'innovativ' sein, sofern man Innovativität gerade nicht durch Rückführung auf Bekanntes und durch Kundgabe operativer Erkenntnisschritte definieren kann. Gutachtertechnisch heißt dies, dass ein Gutachter, der nach den Kriterien der geldsprechenden Institutionen argumentiert (nicht alle Gutachter tun dies), gerade einen 'innovativen' Antrag nicht 'gut'

finden darf. Die Wahrscheinlichkeit, dass einem Antrag Drittmittel zugesprochen werden, wächst in dem Maße, wie ein Antrag es versteht, auf den kleinsten gemeinsa-

Paradoxie VII: ,Innovation' ist nicht innovativ.

men Nenner der verschiedenen Gutachter abzuzielen. Drittmittelerfolge werden nicht durch Innovation erreicht, im Gegenteil. Sofern Innovation riskant ist, aber ein 'guter' Antrag begründungstechnisch und forschungsoperativ durchstrukturiert – also konservativ – zu sein hat, widersprechen sich 'Exzellenz' und Drittmittelerfolg.

Die alte Humboldt'sche Universität hat die Gelder über die Institution Universität selbst zur Verfügung gestellt, aus mehrfachem Grund: erstens um keine Antragszeit zu verschwenden (i. e.: Lebenszeit ist das kostbarste Gut des Forschers), zweitens um wissenschaftliche Ressourcen nicht durch exzessive Begutachtungsverfahren zu blockieren (i. e.: das Wissen der Universität gehört an die Universität und nicht an externe Institutionen) und drittens um Innovation nicht unwahrscheinlich werden zu lassen (i. e.: ergebnisoffene [Grundlagen-] Forschung ist nicht vor ihrem Stattfinden begründbar). Weil aber die Drittmittelerwirtschaftung vom Prinzip her gegen die Idee des unbedingten Wissens gerichtet ist, kann die Universität nicht darauf vertrauen, dass die Wissenschaft als solche sich dazu bequemt, den beschriebenen Strukturen konform zu werden. Die Universität muss also nicht nur Einfluss auf die exterritorialisierte Vergabe der Mittel nehmen, sondern auch dafür Sorge tragen, dass ihre Wissenschaftler verstehen, dass ihr Wissen, wenn es ,im Wettbewerb erfolgreich' sein will, drittmit-

telkonform zu werden hat. Notwendigerweise führt diese Struktur zur Stärkung des zweiten Zentrums der aktuellen Universität, der Wissenschaftspolitik: Es gibt Forschungsrektoren, Forschungsdekane, Forschungskommissionen, Drittmitteleinwerbungsberatungsstellen.

Paradoxie VIII: Wissen wird zur Wissenschaftspolitik.

Die Herstellung der Curricula zeigt einen ähnlichen Prozess. Nichts ist naheliegender, als die Curricula durch die Fachvertreter der Disziplinen erarbeiten zu lassen. Aber tatsächlich sind es Akkreditierungsagenturen, Unterrichtskommissionen, Rechtsabteilungen, Rektoratserlässe und Systemzwänge der Fächerarchitektur, welche den engen Rahmen definieren, in dem die Fachwissenschaftler tätig zu werden haben. Die Erstellung der Curricula unter Bologna-Bedingungen ist ein paradoxes Unterfangen. Einerseits muss ein Curriculum sicherstellen, dass das Fach als solches studierbar ist – und diese basale Forderung führt an allen Stand-

Paradoxie IX: Curricula müssen allgemein und individuell sein.

orten zunächst zu ähnlichen curricularen Strukturen. Zum anderen aber muss ein Curriculum durch seine modulare Struktur möglichst individuell sein, also die Handschrift eines jeweiligen Universitätsstandortes hinsichtlich seiner spezifischen Stärken zeigen. Das jeweilige fachliche Curriculum muss

also allgemein und individualisiert sein. Es muss interdisziplinär anschlussoffen und disziplinär stabil sein. Es muss die Sprache der allgemeinen Währung sprechen (das Geldmodell des Wissens: Kreditpunkte) und gleichzeitig die Sprache einer lokalen Besonderheit artikulieren (die in den Modulen sich ausdrückende Individualität). Es wird also so getan, als könnte man die Kreditpunkte beliebig exportieren, während gleichzeitig die Modularisierung dafür sorgt,

dass sich die einzelne Lehrveranstaltung nicht exportieren lässt, weil sie per definitionem nicht in andere Module passt.

Dass die Bologna-Reform umfassend zur Schaffung von Unterrichtskommissionen geführt hat (neue Verwaltungsstellen), zeigt ihr Scheitern an. Es ist so, als würde man mit einem deutschen Euro in einem französischen Supermarkt bezahlen wollen. Die Kassiererin müsste den Euro einer im Hinterzimmer tagenden Kommission vorlegen, die darüber entscheidet, ob er in Frankreich denselben Wert haben kann (nicht den pekuniären, sondern den kulturellen Wert), weil dort die Ordnung der Waren im Supermarkt anders modularisiert, also einsortiert ist als in Deutschland. Die Curricula der aktuellen Universitäten sind die Gestalt gewordenen

Paradoxa der Bologna-Reform, die die Folgelasten des Grundwiderspruchs abarbeiten, eine allgemeine Währung (Kreditpunkt) und eine sie unterlaufende Organisationsform (Module) zugleich ein-

Paradoxie X: Kreditpunkte und Modularisierung widersprechen sich.

geführt zu haben. Die Verwaltung dieser Paradoxa führt erneut zur Stärkung des neu hinzukommenden zweiten Zentrums der Universität, der Wissenschaftspolitik. Es gibt Rektoren und Dekane für die Lehre, Unterrichtskommissionen, eine komplett neu aufgebaute EDV-Struktur eigens für 'Bologna' und einen expandierenden Stab an Studienmanagern auf allen operativen Ebenen.

Ein kleiner Exkurs: Für die Frage, warum die Universität es sich hat gefallen lassen, derart fremden Strukturen zuzustimmen bzw. sich ihnen nicht zu verweigern, gibt es keine schlüssige Antwort. Die schlüssigste Vermutung, zunächst und after all: Es geht um Macht und Erpressung durch eine politische Episteme, die die Grenze zur Universität überschritten hat und 'intern' geworden ist. – Man wird, möchte man sich zu kulturell anspruchsvolleren Vermutungen hinreißen lassen, wohl vermuten können, dass die gegenwärtigen sogenannten Wissensgesellschaften ein durchaus paradoxes, aber doch tief sitzendes Misstrauen gegen die Autopoiesis der Universität entwickelt haben. Ein Beispiel kann dies deutlich machen. Man könnte die Mittelvergabe ganz einfach regeln. Wer auf eine Professur berufen wurde, wurde bei der Doktorarbeit, bei der Habilitation, bei der Schriftlegung der Qualifikationsarbeiten, bei den verschiedenen Karriereschritten (Assistentenstelle, Stipendien) und meist bei vielen Bewerbungsverfahren begutachtet, er wurde rezensiert, er hat umfangreich gelehrt und Administrationserfahrung gesammelt. Nicht selten liegen bis zu 20 personenbezogene Gutachten vor, bevor jemand im schon recht fortgeschrittenen Lebensalter die entfristete Stelle zugesprochen bekommt. Kaum ein Beruf kennt eine solche langwierige und bewertungsintensive Qualifikationsphase. Wenn überhaupt jemandem vertraut werden kann, dann derart umfassend begutachteten Forschern (,vertrauenswürdig' wäre hier das angemessene Wort). Man kann – ich spreche hier vor allem für die Geisteswissenschaften – einem Lehrstuhlinhaber ein Jahresbudget zusprechen, mit dem er Tagungen, Publikationen und Doktoranden selbstständig finanzieren kann, ohne dass der Umweg über externe Institutionen notwendig wäre. Man würde viel Geld sparen. Man würde, was wichtiger ist, viel Zeit sparen. Aber dieser Vorschlag ist, man sieht es sofort, hoffnungslos naiv in einer gesellschaftlichen Situation, in der ein umfassender Vertrauensverlust ein umfassendes "Controlling" etabliert hat. Selbst den derart intensiv qualifizierten Professoren wird das Vertrauen darin, dass sie Gelder wohlüberlegt und verantwortungsvoll einsetzen, a priori verweigert. Es ist geradezu grotesk, dass der neu berufene Professor vom ersten Tag an den "Wettbewerb" zu forcieren hat, den er betreiben musste, um überhaupt berufen werden zu können. Seine neuen Kollegen sind in diesem Zusam-

menhang Konkurrenten im 'Wettbewerb', ihre 'Exzellenz' artikuliert sich im Kontostand des Drittmittelkontos. Die Vermutung lautet, dass diese Situation im Vergleich zu einer rein akademischen Geldvergabe weitaus mehr Korruptheit erzeugt.

Paradoxie XI: Kollegialität ist Konkurrenz.

Vielleicht hat sich ein umfassender Vertrauensverlust in die Tiefengrammatik unserer gesellschaftlichen Kohäsion eingeschrieben. Vielleicht ist die "Evaluation" vor allem Ausdruck einer Verunsicherung, mit Gewissheit ist sie aber die Produktion dessen, was sie zu bewältigen versucht. Eine Soziologie des Vertrauensverlustes, der seinerseits durch die Bewältigung des Vertrauensverlustes verstärkt wird, ist aber nicht das Argumentationsziel der vorliegenden Überlegungen, weshalb der Exkurs hiermit beendet sei.

III Die interne Grenze: Disziplinarität und 'fuzzy boundaries'

Worin besteht die nicht reduzierbare Basiseinheit der Universität? Auf welcher Ebene finden sich akademische Notwendigkeiten, die sich nicht allein aus Aufpfropfungen organisatorischer Art ergeben? Historisch gesehen lässt sich behaupten, dass man ein Rektorat (allgemein: Universitäts-, Führung' – die historischen Namen sind hier nebensächlich) weitgehend aus repräsentativen Gründen brauchte. Erst die Ökonomisierung und Politisierung, also die Einrichtung der Universität als bipolares System, beauftragte diese 'Führungs'-Ebene mit konstitutiven Funktionen. Auch die auf der darunter befindlichen Ebene angesiedelten Fakultäten (Fachbereiche etc.) haben prima vista organisatorische Funktionen. Sekundär bezeichnet die Fakultät einen kollegialen Kollektivkörper, der in Solidaritäten gründet, welche sich aus den verschiedenen Denkstilen ergeben (Differenzen: Natur- und Geisteswissenschaften, Theologie, Medizin, Jurisprudenz etc.). Auf der Ebene unter den Fakultäten befinden sich die Fächer, auf der untersten Ebene die Professuren.9 Letztere sind zweifelsohne der Kern der Universität, also der Ort, an dem Forschung und Lehre stattfindet. Da aber der Wissensprozess prinzipiell verzeitlicht ist (s. o.), wird die Forschungsleistung in eine Forschungsgeschichte eingespeist. Dafür ist das jeweilige Fach der organisierende Rahmen. Somit gilt: Erst die Disziplinarität des Faches sichert die kontinuierliche Rahmendefinition, in der Forschungsleistungen bewertet und produktiv weitergegeben werden können. Ohne Disziplinarität wäre das Modell westlicher Wissensproduktion und Wissensverwaltung nicht denkbar. Arbeitsteilung, Wissensweitergabe, Konkurrenz und Widerlegung, Problemkontinuität, geschützte Debatten ohne permanenten Ob-Überhaupt-Zwang – alles dies verdankt sich den Fachkulturen mit ihren

^{9 &}quot;Professoren", zur Erinnerung: Gemeint ist die Personalunion der Forschenden und Lehrenden, nicht der akademische Status, der weithin ein Effekt der Organisationsmodi ist.

jeweiligen diskursiven Regelsets. Diese Regelsets sind folglich auch dasjenige, was die Lehre primär und grundlegend zu vermitteln hat.

Die Beobachtung lautet also: Diejenige Ebene der Universität, die sich als conditio sine qua non akademischer Wissenserzeugung (Forschung und Lehre) darstellt, ist die Ebene der Fächer, der disziplinären Kulturen.

Fächer sind also operativ unverzichtbar, solange Universität als Gemeinschaft des geteilten und debattierten Wissens existieren soll. Fächer sind das Wissensmedium, eine mittlere Ebene zwischen parole und langue, ein kommunikationsermöglichender Diskursfilter. Es ist deshalb kein Zufall, dass die bipolar gewordene Universität ihren zentralen Regelungsbedarf (um das Wort Kampfplatz zu vermeiden) gerade bei den Fächern erblickt. Denn es ist die

Disziplinarität mit ihren Grenzziehungen, die sich nicht in ein transparentes Kontinuum administrierbarer Regelsets überführen lässt.

Das zweite Systemzentrum der aktuellen Universität arbeitet sich also in die Fächer hinein, indem es versucht,

Paradoxie XII: Fächer werden als notwendig und als nichtnotwendig behandelt.

ihre Eigenlogiken, ihre besonderen Kulturen und ihre starken autopoietischen Schließungen aufzubrechen. Einige Strategien seien benannt: Man löst Fächer auf und integriert sie in Verbünde, die mehr oder weniger sinnvoll ein interdisziplinäres Dach bilden. Es ist leicht abseh-

bar, dass dieses Experiment scheitern muss. Ist es erfolgreich, dann wird sich der interdisziplinäre Verbund neu organisieren und genau diejenige Gestalt eines Faches annehmen, die man überwinden wollte (wenn a,

Paradoxie XIII: Institutionell gesehen wird Interdisziplinarität ein neues Fach oder sie scheitert an den Fächern.

dann non-a). Ist es nicht erfolgreich, weil die Autopoiesis der jeweiligen Fächer stärker ist, wird der neue Verbund aufgrund seiner mangelnden Kohärenzen zerfallen (nicht a, weil non-a).

Tatsächlich kann man diesen paradoxen Prozess nicht nur in den administrativen Prozessen, sondern auch in den wissenschaftlichen Debatten beobachten. In den Geisteswissenschaften gibt es seit mehr als 20 Jahren die Debatte, ob man sie in Kulturwissenschaften überführen solle. Jenseits aller ausgetauschten Argumente wird man beobachten können, dass es zwei Reaktionen auf diese Debatte gibt. In den Philologien fand ein konservatives Gegenmanöver statt, nämlich eine Rephilologisierung (New Philology), während diejenigen, die für eine starke kulturwissenschaftliche Wende plädierten, damit ein neues Forschungsfeld öffneten, welches aber formal als neue Spezialisierung funktioniert. Entsprechend wurden Stellen für Allgemeine Kulturwissenschaftler geschaffen, welche als Spezialisten fürs Allgemeine ne-

ben den Spezialisten fürs Spezielle existieren. Offenkundig folgt die akademische Wissenserzeugung prinzipiell der Fächerlogik, so dass die Infragestellung von Fächern im Erfolgsfall zu neuen Fächern führt, aber jedenfalls das Paradigma der Disziplinarität nicht angreift.

Paradoxie XIV, eher als starke Vermutung: Wissenschaftlich wie institutionell erzeugt die Infragestellung von Disziplinarität Disziplinarität.

Ein weiterer Schauplatz, auf dem die Fächerfrage im Überschneidungsgebiet der internen fuzzy boundaries' verhandelt wird, ist die Berufungspolitik (und ihr zugleich voraus- wie hinterherlaufend: die Karriereplanung der auf Berufung Hoffenden). In den Fächern, die ich überblicke, sind Berufungen geradezu der Musterschauplatz der hier durchbuchstabierten Paradoxien und flüssigen Grenzziehungen. Hier seien einige dieser Paradoxien genannt: Der Kandidat soll innovativ und solid-konservativ sein; er soll komplementär zum Profil der Fachkollegen sein und dennoch mit ihnen zusammenarbeiten können; er soll das Fach in seiner Breite repräsentieren und die Disziplinarität transzendieren; er soll stark profiliert (individualisiert) und dennoch vielfach anschlussfähig sein; er soll eine starke Wissenschaftlichkeit haben und dennoch affirmativ zum zweiten wissenschaftspolitischen Zentrum der Universität stehen etc. Zu Beginn einer Kommissionsarbeit werden gerne die "Kriterien" definiert, am Ende steht eine "Laudatio", welche den Sinn hat, durch den argumentativen Parcours dieser Paradoxien zu führen. – Diese Beschreibung zeigt, dass die Berufungsanforderungen die Frage der Disziplinarität offen lässt und sie in ein Feld von Paradoxien überträgt, welche weitgehend den Charakter haben, den ungeklärten Grenzstatus zwischen dem Humbolt'schen und dem wissenschaftspolitischen Zentrum der aktuellen Universität auszutragen. Dies heißt nichts anderes als: Die Frage der Disziplinarität ist de facto Verhandlungsgegenstand der Berufungskommissionen, weshalb alles auf deren interne Politik ankommt. Deshalb ist sie Gegenstand externer Politikbegehren, 10 und deshalb wird alles unternommen, die Autonomie der Berufungskommissionen zu unterminieren. - Die Fachgrenzen stehen in weiteren Agenden auf dem Prüfstand: vor allem in der Organisation der Curricula (s. o.) und in den Profilanforderungen der Drittmittelgeber (s. o.). Die Maximen der Wissenschaftspolitik lauten: Module sollten interdisziplinär geöffnet werden, Forschungsanträge sind zu bevorzugen, wenn sie eben dasselbe Ziel verfolgen.

Die aktuelle Universität erzeugt also, so die Behauptung, aufgrund ihrer zwei Zentren, eine Realität der oszillierenden Grenzsetzungen als in Permanenz versetzte Paradoxie. In

ihr wird der Aus-Normalfall, weil immer wieder die bipolaren Systems Während die alte

Basisdefinition von 'Paradoxie': Eine Unterscheidung wird getroffen und zugleich aufgehoben. Sie lässt Grenzen oszillieren. nahmezustand zum in jedem Moment Grundspannung eines ausgetragen wird. Humboldt'sche Uni-

versität nur ein Kernparadoxon kannte (s. o.: die kreative Peripherie rückt ins Zentrum) und daraus ihre Produktivität erzeugte, ist die Paradoxiendichte der aktuellen Universität atemberaubend. Sie setzt eine intensive Betriebsamkeit in Gang, ein ständiges Aushandeln, aber sie tut dies nicht am Ort der Wissenschaft. Man kann hier in der Tat von 'fuzzy boundaries' sprechen, aber nicht im positiven Sinne.

¹⁰ Politik: Man würde sich den gesellschaftlichen Beitrag der Universität als politische Rede des Intellektuellen in die Gesellschaft hinein wünschen. Aber es ist sehr die Frage, ob die gegenwärtige Universität an der Figur des Intellektuellen ein Interesse hat. Jedenfalls absorbiert die Notwendigkeit einer immanenten akademischen Politik die Energien, die für die eigentliche Politik aufzubringen wären.

IV Der unbedingte Parasit

Gibt es in einem derart undeutlichen Terrain eine mögliche Verhaltensweise oder besser: eine Verhaltenslehre? Deutlich ist, dass 'Position beziehen' per definitionem falsch sein muss. Eine 'Position' ist nur weiteres Paradoxienmaterial. Seltsamerweise ist der Übergangsbereich zwischen Wissenschaft und Wissensadministration zwar vollkommen politikkonform, aber zu-

Paradoxie XV: Unpolitische Politik. gleich absolut unpolitisch. Man muss sich politisch verhalten, ohne dass es eine politische Agenda gäbe. Man verhandelt ohne Zielvorstellung und ohne Chance auf Stabilisierung. Deshalb lauten die beiden Hauptvarianten: innere Emigrati-

on (nur noch Wissenschaftler sein, allem anderen nur als Gespenst/Geist beiwohnen) oder politisches Tier (nur noch verhandeln, ohne zu wissen, warum).

Paradoxie XVI: Gespenst oder Tier.

Es gibt eine seltsame Figur zwischen Gespenst und Tier, eine Figur des Dritten. Sie nährt sich am gedeckten Tisch des wohlhabenden Wirts und übernimmt kleine Aufgaben (putzen, Abfall entsorgen, den Wirt kratzen etc.). Der Parasit¹¹ scheint zunächst ein ganz überflüssiger und unsympathischer Geselle zu sein; er nistet sich ein, eher wie ein Tier. Aber, so lehrt ein genauer Blick:¹² Der Parasit kann Systeme auch stärken. Weil er mitisst, muss der Wirt mehr und besser produzieren. Weil er Unfälle verursacht, muss die Unfallverhütung optimiert werden. Weil er Systeme destabilisiert, müssen sie sich optimieren. So gesehen, ist der Parasit alles

andere als ein Tier. Er ist eine Systemfunktion (also eher Geist), und zwar recht eigentlich genau die Störung, die notwendig ist, um Systeme zur Dynamik zu verpflichten. Der Parasit wird sympathischer.

Paradoxie XVII: Störung stärkt.

Wer ist an der Universität wessen Parasit? Sitzt die Wissenschaftsadministration parasitär auf der alten Humboldt'schen Universität, wie ein Alp mit ungeheurem Appetit? Genau betrachtet, ist ja schon die Universität selbst eine parasitäre Angelegenheit. Sie backt kein Brot und biegt kein Eisen. Sie reflektiert das Reflektieren (Theorie) und lässt sich von denen bezahlen, die etwas herstellen (Praxis). Damit ist sie die wohl intensivste Ausformung der Tatsache, dass "Kultur" überhaupt der "Natur" parasitär innewohnt.

Vielleicht ist also das neue zweite Zentrum der aktuellen Universität parasitär, manche sehen es so. Interessanter ist aber eine andere Gedankenfigur, der ich zum Abschluss nachgehen möchte. Es handelt sich um eine Gedankenfigur, die nach den bislang diskutierten paradoxen

¹¹ Nach 'Paradox' erscheint nun also ein zweites Wort mit der Vorsilbe 'para-': Sie hat die Bedeutung von 'neben, entgegen, bei', meint also eine Nähe, eine Ähnlichkeit, betont aber gleichzeitig die Differenz zu dem, wozu eine Ähnlichkeit behauptet wird. Es geht um ein gleitendes Spiel von Identität und Nicht-Identität, von Ähnlichsein ohne Gleichsein, von Benachbartsein ohne Identischwerden. Parasit kommt von dem griechischen Wort parasitos, wir finden darin das Wort 'sitos', welches so viel wie Weizenkorn oder essen bedeutet. Parasitos also wäre wörtlich übersetzt: neben dem Korn, neben dem Essen sein. Vgl. Serres 1987: 64.

¹² Den genauen Blick hat Michel Serres in seinem Buch "Der Parasit" geworfen. Ich folge hier den von Serres gegebenen Bestimmungen, ohne jede einzelne Formulierung eigens nachzuweisen.

Oszillationen von Grenzziehungen eine andere Rhythmik zum Vorschein bringt, die Rhythmik einer Unterwanderung, einer Bei- und Einwohnung. Meine These lautet, dass der Professor der alten Humboldt'schen Universität, den es nolens volens an die aktuelle Universität verschlagen hat, zu deren unbedingtem Parasiten wird (mitsamt der Zusatzthese: das ist gut so). Er ist der Bewohner des Übergangsbereichs zwischen den beiden Zentren, der unbedingte Parasit im Terrain der fuzzy boundaries. – Zunächst zum Terminus des Unbedingten:

"Unbedingt" nennt Derrida die Universität, weil sie eine Verpflichtung anerkannt und angenommen hat, ohne die ihr Begriff nicht zu denken ist. Sie ist der Ort "letzten kritischen - und mehr als kritischen - Widerstands gegen alle dogmatischen und ungerechtfertigten Versuche [...], sich ihrer zu bemächtigen" (Derrida 2001: 12). Sie ist damit Widerstand zur Staatsmacht, zu ökonomischen, medialen, ideologischen, religiösen und kulturellen Mächten, weil sie ein Ort ist, "an dem nichts außer Frage steht", an dem das "Recht, alles zu sagen" zugleich das Recht ist, "es öffentlich zu sagen" (Derrida 2001: 14). Derrida beauftragt insbesondere die 'Humanities' mit diesem Widerstand, den er Dekonstruktion nennt. Von der deutschen Tradition her wird man eine weitgehende Konvergenz mit dem Konzept der Humboldt'schen Universität erkennen können. Denn Humboldt hat ebenso vehement für eine akademische Unbedingtheit plädiert: "Was man daher höhere wissenschaftliche Anstalten nennt, ist, von aller Form im Staate losgemacht, nichts anderes als das geistige Leben der Menschen, die äußere Muße oder inneres Streben zur Wissenschaft und Forschung hinführt." (Humboldt 1984: 83). Unbedingte Autonomie, akademische Autopoiesis, interne Öffentlichkeit im enthierarchisierenden Unterricht, Denken als "SelbstActus" (Humboldt 1984: 79): Nichts determiniert hier die Universität, deren Ziel einzig darin besteht, die in ihr tätigen Menschen zur vollkommenen Ausbildung aller Kräfte kommen zu lassen (Humboldt 1984: 86). Wendet man diese Humboldt'sche Innenbestimmung der Universität zu einer Politik, dann werden die Derrida'schen Bestimmungen resultieren.

Paradoxie XVIII: Unbedingtheit versus Bipolarität.

Aber, wie gesagt, diese Idee der Universität ist durch ihre Bipolarität in einen Zustand der fuzzy boundaries, der paradoxen Grenzziehungen und ihrer permanenten Oszillation überführt worden. Gerade dort, wo der

genuine Ort einer akademischen Debatte sein sollte, in der universitätsöffentlichen Rede, sofern sie disziplinär stabilisiert ist, erhebt die Wissenschaftsadministration Einspruch und formiert die Fächer, die gesamte akademische Kultur, um. Erneut ist also zu fragen, ob es eine Verhaltenslehre der Unbedingtheit inmitten der Bedingungen geben kann.

Michel Serres findet innerhalb seiner Theorie des Parasiten zu einer interessanten Beschreibung des Intellektuellen.¹³ Der Parasit ist bei ihm der eigentlich kreative Denker, er erfindet neue Möglichkeiten. Er speist nicht, wie alle diejenigen speisen, die sich ihren Tisch selber

¹³ Mit dem Begriff des Intellektuellen taucht ein neuer Terminus auf. Der Intellektuelle steht durchaus in Spannung zum angestellten oder beamteten Professor. Diese Debatte kann hier nicht aufgerollt werden. Die These lautet, dass die Spannung zwischen Intellektuellem und Professor zu den hier besprochenen Paradoxien strukturanalog ist. – Die folgende Sequenz benutzt viele im Einzelnen nicht nachgewiesene Formulierungen, die sich bei Serres finden (vgl. Serres 1987: bes. 57–64).

decken, sondern er konstruiert eine neue Logik, er kreuzt, er diagonalisiert den Austausch, besitzt selbst aber keine realen Tauschgüter. Er wechselt, wie Michel Serres sagt, die Münzart. Er versucht, Stimme gegen Substanz zu tauschen, Luftiges gegen Solides, Suprastruktur gegen Infrastruktur. Er wäre damit derjenige, der stets betrügt. Er möchte sich an den Tisch setzen und sein Mahl serviert bekommen, obwohl er nichts weiter getan hat, als eine neue Umwegigkeit, eine neue Abweichung, eine neue Paraphrase zu etablieren. Dieses luftige, stimmliche und unsolide Tun soll ausreichen, um ein reales und solides Mahl verzehren zu können. Alle Intellektualität und damit auch alle Steuerung ist in diesem Sinne parasitäres Tun. Dass nämlich die Steuerung parasitär sei, steckt nahezu schon in dem Wort selber.

Schauen wir noch einmal auf die Vorsilbe 'para-' (Parasit, Paradox, Paraphrase): Der Parasit ist daneben, er ist bei, er ist abgesetzt von, er ist nicht die Sache selbst, sondern auf der Sache, auf der Beziehung, er hat Beziehungen und er macht ein System daraus. Er hat Beziehung zur Beziehung, er ist dem Kanal aufgepfropft. Er hat somit die Intelligenz der Steuerung. Das heisst nicht, dass er weiss, wie die Maschine als solche funktioniert, aber er kann sie steuern, weil er Beziehungstheoretiker ist und nicht Inhaltsproduzent. Damit schlägt der Parasit stets den Produzenten. Die Dinge als solche sind, wie die Physiker sagen, zwar vielleicht schlau, aber sie sind vor allem loyal (Serres 1987: 64). Der Produzent, der sich an den Dingen abarbeitet, wird in die Logik dieser Dinge geraten und durch ihre berechenbare Loyalität ein berechenbares Verhältnis zu ihnen haben und darin aufgehen. Der Parasit aber nimmt diese Beziehung und bezieht sich zu ihr. Damit befindet er sich auf einer anderen systemischen Ebene als der Produzent. Er ist klüger und kann daraus sein Kapital schlagen. Jede zweite Beobachtung vermag es, den blinden Punkt einer ersten Beobachtung zu beobachten. Dieser zentrale Gedanke aus Niklas Luhmanns Systemtheorie bringt genau das auf den Punkt, was Michel Serres die Logik des Parasiten nennt, insofern der Parasit Steuerungsexperte ist. Man kann das Wort Steuerungsexperte (Kybernetiker) auch in den Begriff des Politikers oder in den Begriff des Philosophen übersetzen. In den des Politikers, sofern es um die Steuerung des Sozialen geht, in den des Philosophen, insofern es um die Steuerung des Intellektuellen geht. Beide aber, Politiker wie Philosoph, sind Musterbeispiele parasitären Daseins, denn sie haben Beziehung zur Beziehung, ihr Bezug ist nicht das Produzieren, sondern der Bezug zum Produzieren.

Somit kann man sagen, dass der Parasit genau das ist, was die Universität braucht: Intelligenz auf der jeweils zweiten Ebene des Beziehungswissens. Es wird auch deutlich, dass der akademische Parasit durch steuernde Politik nicht adressierbar ist, auch nicht durch die interne Politik der Universität selbst. Er taucht, wohlgenährt, unter ihr weg, weil er sich stets zum politischen Steuerungsversuch in der Form der Beziehung als zweiter Beobachtung verhält, statt sich steuern zu lassen.

Um die Matrix auszubuchstabieren: Sofern der Professor der Leitdifferenz der Wissenschaft folgt (wahr/falsch), muss er die Leitdifferenz der Politik (Macht haben/nicht haben) als irrelevant betrachten. ¹⁴ Bildet er die politische Leitdifferenz auf die wissenschaftliche ab, dann verstößt er, sofern er es ungeschickt macht, gegen den Wissenschaftskodex. Geht er es

¹⁴ Zu diesen Leitdifferenzen bei Luhmann vgl.: GLU 1987: 135–139; 211–214.

geschickt an, dann kann eine Kommissions- und Gremienkarriere zum Erfolg in der Wissenschaft führen, sofern es um jene Wissenschaft geht, die wissenschaftsadministriert zustande gekommen ist. Verweigert er sich aber der politischen Episteme, dann wird er zum Parasit an der eigenen Institution (– und dieser 'Fall' interessiert hier).¹⁵

Der Parasit hat mimetische Qualitäten, mehr noch, er ist ein Künstler in Sachen Mimikry. Er lebt in der Übergangszone der beiden Zentren des bipolaren Systems, also im Terrain der Paradoxien. Er erledigt seine kleinen Brotaufgaben (putzen, Abfall entsorgen, den Wirt kratzen etc.), um privatissime Humboldt-Universität zu praktizieren. Er ist er selbst als sein Anderer: Teil des universitären Körpers, aber im Widerstand gegen seine Institution, obwohl nur in ihr lebensfähig. Er kennt Maximen akademischer Lebensführung, also eine gewisse Verhaltenslehre: Entziehe dich den Archiven und Datenbanken (sie stärken das falsche Zentrum); inflationiere durch Unterrichtspraxis die Bolognaberechnung (der Kanon des Wissens ist nicht ökonomisierbar); drücke dich um Reformkommissionen; lege den Schwerpunkt auf Forschung und Lehre, statt aufs Drittmittelgeschäft und auf Administration.

Zu den Kuriosa der aktuellen Universität gehört, dass der Umfang der Ökonomisierung und der Verrechtlichung mit einem seltsamen Defizit einhergeht, welches dem unbedingten Parasiten entgegenkommt. Es fehlt weitgehend eine akademische Exekutive.

Paradoxie XIX: Durchsetzung ohne Exekutive?

Die Universität gibt sich Ordnungen und Rechtsregeln, sie hat als Diskursgemeinschaft eine etablierte Judikative. Sie kennt auch, aber schon in geringerem Umfang, eine rechtsprechende und sogar

verurteilende, also legislative Gewalt, in Form von Disziplinarkommissionen u.ä. Aber eine akademische Exekutive existiert eigentlich nicht. Es gibt niemanden, der wirklich nachschaut, ob auf der operativen Ebene tatsächlich auch alles regelgemäß seinen Gang geht. Das so genannte "Controlling", also die Aufsicht über die Pflege der Curricula, über die Einhaltung der Pflicht zur Lehre oder über die gebotene Betreuung der Studierenden wird rudimentär durch engste Kollegen – gegebenenfalls verstetigt durch Kommissionen oder temporär eingenommene Leitungspositionen – vorgenommen. Grundsätzlich erlaubt der Mangel einer Exekutiven aber eine weitgehende Anarchie. Solange akademische Freiheit auch heißt, dass man selbst zehn Jahre nach der Einführung des Bologna-Systems immer noch mit Selbstverständlichkeit den Wissenskanon unterrichtet, statt ihn sachfremd zu quantifizieren, hat der ganze Apparat der Ordnungen und Reglementierungen de facto nur einen vagen Vorschlagscharakter. Dies will heißen: Es gibt viele Universitätsangehörige, die sich unter der Administrationsuniversität hinwegducken und tatsächlich die alte Humboldt'sche Universität leben. – Auf der Adminis-

¹⁵ Hier deutet sich eine kleine Typologie des professoralen Verhaltens in der aktuellen Universität an. Sie müsste ausführlicher angelegt werden und um eine Typologie der auf der Seite der Wissenschaftsadministration Beschäftigten ergänzt werden. Denn diese waren meist auch Professoren oder auf dem Weg dorthin. Eines der größten Probleme des gegenwärtigen Systems ist, dass es für den sprunghaft angestiegenen Personalbedarf auf Seiten der Universitätsleitungen zu wenig gute Bewerber gibt. 'Gut': Sie sollen nicht nur administrationsfunktional denken, aber auch nicht nur professoral. Sie sollen also das Grundparadox verkörpern, ohne an dieser Paradoxie zu laborieren; sie sollen eben 'gut' sein.

trationsseite bestätigt dies mitunter eine Stimmung melancholischer Agonie, dass sich eine Universität eigentlich nicht 'führen' lässt.

Man wird wohl behaupten können, dass sich die alte Humboldt'sche Universität nicht besiegen lässt, solange überhaupt Universität in einem einigermaßen qualifizierten Sinne vorhanden sein soll. Denn der neoliberalistische Diskurs, der gerne 'die Besten' für die eigene Universität gewinnen möchte, wird tatsächlich nicht umhin können, gerade die widerständigen Köpfe verpflichten zu müssen und sich also mit manch einem unbedingten Parasiten das Gegenteil seiner eigenen Ideologie einkaufen. Es ist keinesfalls ausgemacht, dass die Administrationsuniversität in der Lage ist, die alte Humboldt'sche Idee, die tief in der Universität verankert ist, stillzustellen. Vielleicht ist es vor allen Dingen eine Perspektivenfrage. Die umfangreiche Ökonomisierung und Verrechtlichung der aktuellen Universität sieht, von oben betrachtet, nach einem Sieg der Administrationsuniversität aus. Aber von unten gesehen, angesichts einer mangels Exekutive existierenden Freiheit, lebt die alte Humboldt'sche Universität sehr konkret und sehr lebendig in jedem glückenden Seminargespräch.

Die grundlegende Beobachtung, um die dieser Essay kreist, bestätigt sich erneut: Es ist ein umfassender Parcours von Paradoxien, welcher die aktuelle Universität kennzeichnet. Weil es in den porösen und vielstimmigen Übergangsfeldern des bipolaren Systems keine diskursiven Eindeutigkeiten gibt und geben kann, lässt sich die Beschreibung immer nach beiden Seiten hin ausbuchstabieren. Wohl gegen die Intention aktueller Regulierungsabsichten entsteht so de facto ein Raum akademischer Freiheit und Selbstbestimmung.

Bibliographie

Derrida 2001

J. Derrida, Die unbedingte Universität, Frankfurt am Main.

GLU 1997

C. Baraldi/G. Corsi/E.Esposito (Hg.), GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Frankfurt am Main.

von Humboldt 1984

W. von Humboldt, Schriften zur Anthropologie und Bildungslehre, hrsg. von Andreas Flitner, Frankfurt am Main u. a.

Lotman 21981

I.M. Lotman, Die Struktur literarischer Texte, München.

Lotman 2010a

J.M. Lotman, Die Innenwelt des Denkens, Frankfurt am Main.

Lotman 2010b

J.M. Lotman, Kultur und Explosion, Frankfurt am Main.

Serres 1987

M. Serres, Der Parasit, Frankfurt am Main.